

Ludwig Hasler

*Perfekt mögen Esel sein, der Mensch hat nie alle Tassen im Schrank*

Finden Sie es normal, dass jetzt einer redet – und alle andern hören zu? Was ist normal? Das, woran wir uns gewöhnt haben? Finden Sie das normal? Ist das nicht eher hirnverbrannt: dass schon die Norm sein soll, woran wir uns gewöhnt haben? Und was ist mit Ihnen? Halten Sie sich selbst für normal? Wie halten Sie es damit aus? Sehen Sie am Morgen in den Spiegel: Krass, wie normal ich bin! Wären Sie nicht lieber ein bisschen verrückt? Ist es erstrebenswert, alle Tassen im Schrank zu haben? Und erst noch in der normalen Reihenfolge?

Liebe Gemeinde der Stiftung Säntisblick, Freunde & Patronate, Spender & Betreuerinnen, Behörden & Betreute. Ich bin hier der Laie. Sie aller haben vermutlich mehr Erfahrung mit Menschen mit Behinderung. Also muss ich am Boden bleiben. Ich will Ihnen erzählen, was mit mir passiert, wenn mir Behinderte begegnen. Wie ich reagiere. Was ich denke – über sie, über mich.

So beginne ich. Morgens im Bus, Zollikon - Zürich, da sind oft auch zwei Ausserirdische im Bus. T 21, Down Syndrom. Anders als unsereins wirken sie seltsam gegenwärtig, beschämend wach, ungeniert kontaktfreudig, winken dem Chauffeur zu, blicken so unverfroren in die Runde, dass die meisten sich noch demonstrativer abkapseln. Sie belästigen keinen, doch stören sie unsere Übereinkunft, einander gleichgültig zu sein. Sie sind anders als wir andern. Wir andern sind untereinander auch ziemlich anders. Diese zwei aber sind wie von einem andern Stern, offiziell heisst das

„behindert“ oder „beeinträchtigt“. Seltsam bloss, jetzt, wo ich den Behinderten gegenüber sitze, fühle eher ich mich behindert. Die beiden Andern wirken so eindeutig, so unverbogen, schnörkellos, so unverblümt, sie nehmen mit einer fast vegetativen Unkompliziertheit ihren Platz ein, so, dass ich, leicht verwirrt, mich frage: Wie mag ich in ihren Augen aussehen? Ich mit meinen Kompliziertheiten, mit meinen selbstschützerischen Versteckspielen? In dem Moment sehe ich vor mir überhaupt keine Behinderten, keine Leute mit Defekten; den Defekt nehme ich eher bei mir wahr. Anders als ich wirken die beiden komplett komplexlos, so unbedingt, in ihrer Haltung ist kein „als ob“, in ihren Augen kein „Ja aber“, kein Hauch von Selbstkrupel, darum null taktisches Geplänkel; alles ist voll und rund und geradeheraus – die Neugier, die Wut, die Freude.

Die Pendler um mich: zerknittert, in sich gekehrte Gesichter, gestresst von der Arbeit, die sie erwartet. Die zwei „Behinderten“ wirken dagegen heiter, fast glücklich. Glücklich? Schopenhauer: „Es gibt kein Glück als im Gebrauch der eigenen Kräfte.“ Das heisst: Die Hand muss greifen, das Auge muss sehen, der Flügel muss fliegen, dann erst gehören sie wahrhaft dem, der sie besitzt. Was machen wir Normalen mit unseren Kräften? Wir mögen mehr Kräfte haben als Behinderte – aber die Kräfte gehören selten uns, sie gehören unseren Plänen, also der Zukunft, einem Leben, das noch weit weg ist: Geld, Sicherheit, eigenes Haus, grosse Liebe, super Auto. Daran rackern sich unsere Kräfte ab, im Einsatz am Futur – und verpassen leicht die Gegenwart. Wie anders die beiden Ausserirdischen. Haben sie gar keine Zukunft? Denken sie nicht an sie? Sie sind voll da, ganz Auge, ganz Ohr, Augenblickstypen. Darum offener, lebhafter, glücklicher im Sinne Schopenhauers: Ihre Kräfte gehören ihnen, sie sind ihre Kräfte. Das Glück fragt nicht danach, wie viele Kräfte wir haben. Es fragt nur, was wir mit den Kräften, die wir haben, jetzt gerade anfangen.

Ich erzähle, was mir an diesem Morgen begegnete. Keine Theorie, nichts als Beobachtung. Ich bin hier der Laie. Trotzdem zögerte ich nicht, als Frau Parpan mich einlud, heute ein paar Überlegungen vorzutragen. Denn eines ist mir seit langem wichtig: Unsere liberale Gesellschaft rechtfertigt sich nur, wenn sie alle auf die Bühne holt und zum Mitwirken bringt, auch die Pechvögel, die Minderbegabten, die Beeinträchtigten, die Handicapiereten. Weil die alle nur so zu einem selbstbestimmten Leben gelangen (statt hinter der Kulisse als Opfer versorgt zu werden); weil nur so das gemeine Spiel auf der Bühne reicher, nuancierter, bunter wird.

Darin, glaube ich, treffe ich mich mit der Stiftung Sántisblick. Falls es noch nötig gewesen wäre: Die neue Werkstatt Dorfplatz zeigt: Wir sind hier meilenweit von „Anstalt“ entfernt. Natürlich sorgt sich die Stiftung prima um die Behinderten, aber sie versorgt sie nicht, sie nimmt sie nicht aus dem Betrieb, weil hier „am besten glueget“ sei für sie. So, wie die neue Werkstatt mitten im Dorf platziert ist, also mitten im Gewühle des Lebens, so sollen auch die Betreuten so gut wie möglich ins pralle Leben kommen, sie sollen nicht im Schatten der Vormundschaft dämmern, sondern selber den Kopf erheben, selber einen Willen haben, entscheiden können, damit sie wohnen (statt untergebracht sind), damit sie was tun, sich nützlich machen können (statt stillgelegt werden), damit sie leben (statt vegetieren). Wohnen, arbeiten, leben: das Motto der Stiftung. Tönt einfach, hat höchsten Anspruch: das Konzept für Würde in der Existenz Behinderte.

Ja, da treffen wir uns. Ich denke die Gesellschaft gern in dramaturgischen Begriffen, als Theater, als Welttheater. Siehe Einsiedeln, Calderon. Da braucht es den ganzen Zoo der Menschentypen: den mächtig Arroganten, die erotisch Verführende, den reichen Kotzbrocken, die armen Opfer, den

fantastischen Künstler ... Erst mit der Diversität der Typen wird aus dem Spiel ein Stück, ein Drama. Also müssen wir, aus Freude am farbigen Lebensdramaturgie, die Gegensätze – auch zwischen normal und alles andere als normal – nicht nur mögen, wir müssen ihnen eine Chance geben. Ergo: Alle auf die Bühne! Sonderfälle werden nicht hinter den Kulissen entsorgt. Alle treten auf, alle spielen mit, alle treten für sich ein, alle sind Akteure – und bereichern das Stück. Die Würde des Menschen hängt nicht von der Art seiner Rolle im gemeinsamen Theater ab – sie hängt daran, dass er überhaupt einen aktiven Part spielt.

In „der Wirtschaft“ haben das manche gecheckt. Es läuft hier unter „Diversity“. Erst hiess das: In jedes Team müssen auch Frauen rein. Dann ging es weiter: Jedes Team lebt von kultureller Heterogenität. Heute: Im Team muss möglichst der ganze Zoo menschlicher Existenzen vertreten sein; nur so kann man halbwegs sicher sein, nicht an den Leuten/Kunden/Klienten vorbei zu produzieren/distribuierten/therapieren. Und nur dank „Diversity“ kann man sich sichern vor branchenmässiger Betriebsblindheit à la Banker, die nur ihrer eigenen Binnenlogik folgen, die Blicke auf dem Monitor – mit krass abnehmendem Realitätskontakt.

Gilt das auch für Leute mit Down Syndrom? Ich fragte Schulleiter, sie sagten übereinstimmend: Leider gebe es nicht für jede Klasse ein Kind mit Trisomie 21; eine Klasse mit so einem Kind sei sofort zu erkennen, ihre Sozialkompetenz spiele in einer andern Liga. Kann ich mir vorstellen. Von Integration verstehe ich nichts. Gut, die Schule profitiert von Behinderten, die integriert werden. Und diese? Müssen sich anders bewähren, nehme ich an, sich durchsetzen in einem nicht gar so geschützten Biotop. Müssen ihre Andersartigkeit drastischer erfahren, ihre partielle Untauglichkeit, ihre „Ausgegrenztheit“. Bringt ihnen das etwas?

Fachlich kann ich da nicht mitreden. Ich kann es nur für mich beantworten. Indem ich frage, was zu fragen sich eher nicht gehört: Warum und wozu gibt es überhaupt kognitiv Behinderte? Was versprach sich die Evolution von ihnen? Nun, die Natur sieht sich vor, sie probiert alles aus, auch das auf Anhieb Erfolglose, es könnte in einer künftig brenzligen Situation erfolgreicher sein als das Bewährte. Mit den Ausserirdischen kann ich mir das leicht vorstellen. So aufmerksam leben die in der Gegenwart. Pflegen einen anderen Weltkontakt, sozusagen von Kreatur zu Kreatur. Und wenn wir Normalen weiter so arrogant unsere Lebensbedingungen rupfen, könnte diese Qualität demnächst dringend gefragt sein. Sie funktioniert da und dort heute schon. Die Chefin des St. Galler Hotels Dom, das ja von Behinderten betrieben wird, erzählt mir: Zu Beginn sei sie fast verzweifelt über die Langsamkeit der Leute – bis sie merkte: Abends ist trotzdem alles in Butter. Anderes Tempo, anderer Rhythmus, andere Überlegung – am Schluss sind alle zufrieden, bestens bedient.

Wozu gibt es Behinderte? Wer, nebst der Evolution, könnte ein Interesse an ihnen haben? Der Schöpfergott höchst persönlich? Er schuf den Menschen, eigentlich, fürs Paradies. Der Sündenfall geht auf die Kappe von Adam & Eva – samt allem, was daraus folgt: im Schweisse deines Angesichtes etc., siehe Pendler am Morgen. Vielleicht dachte der Schöpfer, er lasse sich nicht die gesamte Menschheit vermiesen durch Evas Apfelsucht, und schraubte ein bisschen am menschlichen Genom, baute vereinzelt das 21. Chromosom (oder Teile davon) dreifach ein, streute absichtsvoll ein, was wir „Trisomie 21“ nennen oder „Down Syndrom“. Das beeinträchtigt die kognitiven Fähigkeiten, das war ihm klar, erinnert aber gleichzeitig an eine Existenz vor dem Sündenfall. An ein Menschendasein diesseits von Gut und Böse, nicht permanent hin und her gerissen zwischen Sünde und Gnade, zwischen

Geist und Lust. Sondern „voll der Gnade“, wie im Ave Maria. Geistig Behinderte, die letzten Zeugen einer paradiesisch unzweideutigen Existenz – wie in den Tagen vor dem Naschen vom Baum der Erkenntnis? Mit dem Nachteil, sich selbst nicht oder minder zu erkennen. Auch als heilsame Rückbesinnung für uns Sündenfällige? Schaut hin, der Mensch ist Geschöpf, nicht Selbstschöpfung. Halbbatzig wird er sowieso bleiben, entweder krankt er an zu viel oder zu wenig Selbstwahrnehmung. Und wenn er glaubt, alle seine Makel beseitigen zu können, verlässt er den Boden des Kreatürlichen – und macht sich definitiv unglücklich. Glücklich ist, wer mit seinen Makeln gelassen haushält. Siehe Behinderte.

Mit Präimplantationsdiagnostik oder anderen technischen Kunststücken liesse sich verhindern, dass Menschen mit Defekten auf die Welt kommen. Schluss mit dem imperfekten Menschen. Doch was haben wir davon, wenn alle perfekt sind? Was heisst perfekt? Perfekt mag die Krähe sein, auf ihre Art, mit ihrem Gefieder, ihren horngeschienten Läufen. Perfekt sind die Götter, in ihrer Vollkommenheit. Der Mensch hängt dazwischen. Was ihn menschlich macht, ist der Mangel – und das Bemühen, diesen Mangel produktiv zu nutzen. Der Mensch ist als Mensch im grossen göttlichen Weltzoo die generell behinderte Spezies.

Die Behinderung aber ist der Stachel. Der Stachel als Schmerz. Ich sprach bisher (zu) einseitig vom Glück der Behinderung. Vom Glück, mit seinen Sinnen in der Gegenwart zu leben statt dauernd in der vorgestellten Zukunft. Das tönte, als sähe ich den Behinderten wie im Bild von Albert Anker, unirdisch friedlich, inniglich, ohne Dissonanz, ohne Widerspruch. Das Bild der heiligen Einfalt. Das denn doch nicht. Anker-Bilder beruhigen mich – oder lassen mich kalt. Behinderte verstören mich, bringen mich aus meinem Tritt und Tramp. Da ist nichts oberflächlich Gemütliches. Eher

etwas abgründig Beunruhigendes, sogleich geknüpft an die uralten Fragen: Woher komme ich, wer bin ich, wohin gehe ich? Behinderte regen die an, weil in ihnen der Abgrund aller menschlichen Existenz so sichtbar wird, das Unheimliche, über dem wir uns möglichst wasserdicht einrichten. Unsere ganze Zivilisation schützt uns vor der Unruhe des Befremdenden aller Menschenexistenz. Diesen Schutz ignorieren Behinderte; sie stellen vor ihrer Seele keine Wachposten auf.

Unvergessen, wie einer dem Bären im Berner Gehege kurz „hoi sagen“ wollte. Der Bär verstand die Avance nicht oder falsch, er verteidigte sein Revier, machte den Eindringling rabiat unschädlich. Ist diese Naivität typisch für Behinderte? Könnte uns nicht passieren. Wir sichern uns ab – nicht nur gegen Bären, schon gegen andere Menschen. Wir tragen unsere Wahrheit nicht auf dem Gesicht. Wir sehen fleissig in den Spiegel, wir sind Beobachter unserer selbst, was darauf hinaus läuft, dass wir uns mit den Augen der andern sehen. Unsere Blicke suchen im Auge des andern nach Zustimmung, Interesse, Anerkennung. Sie sind auf Werbetour, sie tasten ab, sie verführen. Der Blickverkehr, ein unaufhörliches Erwartungstheater.

Der Behinderte stoppt dieses Theater. Was erwartet sein Blick von mir? Sicher nichts Bestimmtes. Selbst wenn er sich für mich interessiert, er will nichts von mir, also schätzt er mich nicht ein, nicht ab. Das ist so aussergewöhnlich, dass mein Blick aus der Routine fällt. Gewohnt ans gegenseitige Ein- und Abschätzen, läuft er leer – und diese Leere wirft ihn auf sich zurück. Der behinderte Blick entlarvt meine normalen Blickspiele, er wirkt wie ein spirituelles Medium, das mein Gewebe aus Wille und Vorstellung im Nu auflöst. Er zieht mich aus, absichtslos, ich sitze nackt da, hilflos; meine üblichen Krücken und Raffinessen kommen nicht an.

Eine ähnlich entwaffnete Hilflosigkeit passiert mir, wenn ich auf der Alp dem Rind ins Auge blicke. Nur dass die Kuh, als Tier, mich dann in ein schwindelerregendes Universum des Natürlichen versetzt. Während der Behinderte mich in ein menschliches Feld versetzt, das mich irritiert und anzieht. Hier blickt ein Mensch anders, so, als wäre er eben geboren, noch trauernd über den Verlust der Ganzheit, zärtlich, verwirrt, anarchistisch amüsiert, er blickt in eine Welt, die ich zu kennen glaubte, in seinem Blick wird sie mir fremd, denn er schaut sie als Mensch, aber gleichzeitig als Lilie, als Rind, er vereint in sich das Menschliche mit dem Vormenschlichen und macht, weil er Mensch ist, dies alles menschlich, erweitert die Region des Menschlichen über die Grenze des Bewusstseins hinaus, bringt sie in eine neue Dimension – bekannt und fremd. Der Behinderte verweigert unsere gängigen Trennungen, seine eigene Logik verblüfft, wärmt oder ärgert uns. Sie bereichert uns immer, ob wir wollen oder nicht. Auf der Insel, die der behindert offene Blick schafft, müssen wir Halt machen, eine Pause im Getriebe einlegen, uns in Bezug setzen zu diesem Blick: Was sagt er über mich? Wie komme ich dabei weg?

Die Macht des behinderten Blicks kommt aus seiner Machtlosigkeit. Was weiss er von sich selbst? Keine Ahnung. Jedenfalls wirkt er, als wolle er nichts von mir. In dieser Machtlosigkeit hebt er alle üblichen Standards aus, wertet die Werte um.

Der Blick und die Person. Wir Normalpersonen laufen mit einer Maske durch die Gegend. Gott sei Dank. Typisch die Herkunft des Wortes „Person“. Stammt vom lateinischen persona, personare = „hindurch tönen“. Person = Maske. Die Person ist also prinzipiell zweideutig, zwiegeteilt in innen und aussen, für sich so, auf der Bühne anders. Frei nach Franz Lehars Operette „Land des Lächelns“: „Immer nur lächeln und immer vergnügt. Immer



zufrieden, wie`s immer sich fügt. Lächeln trotz Weh und tausend Schmerzen. Doch wie`s da drin aussieht, geht niemand was an.“ Oder umgekehrt, drinnen lustig, nach aussen mürrisch, je nach Situation. Wie auch immer: Wir Normalos lassen uns nicht in die Karten sehen, wir spielen – hinter der Maske – unsere Rolle.

Das machen Behinderte nicht mit. Es fehlt ihnen der Sinn fürs Zwiespältige, für das Tun als ob. Haben wir zwei Seelen, ach, in unserer Brust, sind sie entschieden eine Seele. Eine Seele. Das Auge, das Fenster zur Seele? Der behinderte Blick des Menschen, der eine gesunde Seele hat, eine Seele, die innen am Auge steht, mal ganz da drinnen bleibt, mal hinausschaut in die Welt. Die Seele, die anklopft und sich doch nicht äussern kann. Der behinderte Blick, verloren, klar, stumpf, lustig, verlöscht, nach innen gerichtet oder angriffslustig oder alles zusammen, als stummer Zwischenruf. Ein Stop-and-go-Zeichen, ein Zeichen-Salat, oft schwer zu entziffern, aber wie ein Fruchtsalat, köstlich und exotisch, süss mit einem Korn Tränensalz, eine ungeahnte Kombination, die uns vom Weg stösst, wenn wir ihm etwas zutrauen und damit uns, die wir alles zu sehen glauben und zu verstehen.

Zum Schluss. Zurück zum Anfang. Alle auf die Bühne. Ende Mai erhielt Julia Häusermann den begehrten Alfred-Kerr-Preis am Theatertreffen in Berlin. Julia Häusermann, Schweizer Schauspielerin, mit Trisomie 21. Sie trat an die Rampe der Bühne: „Mein Name ist Julia Häusermann, mein Beruf ist Schauspielerin, meine Behinderung T 21 bedeutet, dass ich ein Chromosom mehr habe als ihr im Publikum.“

Ein wichtiger Akt im Drama, Behinderte ins gesellschaftliche Spiel zu bringen. Der Juror: Thomas Thieme, eine Wucht von Schauspieler. In seiner

Laudatio erzählt er, wie er auf der Suche nach einem genialen Nachwuchstalent war. Und wie, als er Julia Häusermann sah, alle seine Kriterien „den Bach runter gingen“. Wie ihn, der nun wirklich nicht zu Sentimentalitäten neigt, diese Schauspielerin berührt hat: „Ganz selbstvergessen, von anarchischer Humanität und unendlich traurig“ sei ihr Spiel und das ihrer Mitspieler; von absoluter Ernsthaftigkeit und Konzentration, aus der Kraft der reinen Selbstverständlichkeit.

Anarchische Humanität. Was ist der Mensch ohne das Anarchische? Normal, nichts weiter. Was bedeutet normal? Was wir gewohnt sind. Da laufen zwei Trends auseinander: Individuelle Lebensentwürfe werden toleriert (schwuler Nationalrat, Regierungsrätin mit Patchworkfamilie). Gleichzeitig werden immer mehr Verhaltensweisen pathologisiert (ADHS, Melancholie ...), der humane Zwiespalt (pubertäre Orientierungssuche, Trauer im Alter) wird zur geistigen Krankheit erklärt (Allen Frances: Normal. Gegen die Inflation psychiatrischer Diagnosen). In allerbesten Absicht – auf zur Diktatur der Fürsorge, Abweichler (Dicke, Raucher, Leidenschaftliche) werden in die Kur statt auf die Bühne geschickt ... Ich möchte mal alle nach Degersheim holen, zur Visite im Sämtisblick. Da wird klar: Menschen sind nicht zum Kurieren da. Sie wollen wohnen, sie wollen arbeiten, sie wollen leben. Dazu muss man ihnen helfen.

Das tun Sie hier, seit 40 Jahren. Glückwunsch! Dank! Und falls ich einen Wunsch habe: Vergessen Sie die Fürsorge. Denken Sie ans Theater. Alle auf die Bühne. Alle sind Akteure. Das Glück: der Gebrauch der eigenen Kräfte...

---

Stiftung Sämtisblick.doc

[lhasler@duebinet.ch](mailto:lhasler@duebinet.ch)